

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 16 (1912)

Artikel: Die Stadt am See

Autor: Matthey, Maja

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571452>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erdenglaube

Mir ist die Erde unendlich!
Die Zahl der Jahre, die sie gelebt,
ist mir unfaßbar;
die Zahl der Jahre, die sie noch leben wird,
desgleichen unfaßbar.
Dum preis' ich ihre Jugend als ewig!
Soll ich mich kümmern,
ich, ein lebendes Stäubchen,
um all die Myriaden von Riesenwelten,
die sie fühllos,
wenn nicht bedrohlich, umschweben?
Mir ist die Erde nah
wie eine Mutter dem Kinde.
Aus ihren reichen Brüsten
gibt sie mir Labsal und Speise;
sie führt mich an die Sonne,
auf daß meine Kräfte wachsen,
mein Auge sich helle,
mein Geist erwache,
und bettet mich in den Schatten der Nacht,
auf daß ich tief und glücklich ruhe
und meine Seele sich sammle.
Spielzeug und Arbeit
reicht sie in Fülle
und buntem Wechsel.

Ach, und zum Schauen
entfaltet sie Wunder um Wunder:
das blau hinwogende Meer,
das saatenschwankende Land,
das lieblich lockende Tal,
das unmähbar stolze Gebirge,
den eilenden Strom und den geduldigen See
und der Wolken fromme Pilger
und wilde Kriegerzüge.

So glaub' ich an ihre Macht und Größe,
an ihre unerschöpfliche Güte,
wie ihre Kraft sich offenbart
in ewig sich wandelnder Schönheit
vom Frühling zum Winter.

Begräbt sie des Jahres Hoffnung,
wenn ihre Liebeswärm'e erschöpft ist,
selbst in Schauern erstarrend,
unter Hügeln von Eis und Schnee,
läßt sie sie auferstehen
zu umso mächtigerem Leben
in kommender Zeit.

Erde, du bist mir
die ewig junge, ewig milde Mutter,
du, die schönste Gattin
des lichtspendenden Gottes!

Adolf Vöglin, Zürich.

Die Stadt am See.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Aus anmutig sich abrundenden Seeufern steigt die Stadt Lindenbergs auf und hinein in die bewaldeten Berge. Ihre sonnigen Hänge sind geschmückt von Häuslein mit kleinen Gärten und Villen mit prunkhaften Anlagen. Schön geschwungene Brückenbögen wölben sich über See und Flüßwasser und scheiden das in seine Grenzen gestaute Wasser des Sees von den eilenden vorwärtsdrängenden Flüßwellen, die im schmal bemessenen Bette durch die Stadt und grünes Gelände ziehen.

Zwei Türme ragen aus dem Stadtbilde auf, zwei schlanke, hochgebaute Zwillingstürme, die über einer Kirche ihre Spitzens ins Blau des Himmels heben.

Schwalben umflogen die Türme in weiten Bogen und zogen ihre Kreise enger und enger, bis sie sich wie ein Ring um die Spitze des südlichen der Zwillingstürme schmiegen. Darin steht Kaiser Karl der Große, in Stein gehauen, hundert und aberhundert Jahre, trägt seine goldene Krone auf

dem Haupt und hält ein Schwert auf den Knieen. Virginia Arnold trat vom Fenster zurück, daraus sie hinab in die Stadt gesehen und über den Doppeltürmen den Flug der Schwalben beobachtet hatte.

„Es wird Zeit, daß ich den Tee bereite,“ sagte sie zu ihrer Mutter, die tiefer im Zimmer neben Antonio Vanni saß.

„Die Abende fangen an, länger zu werden,“ antwortete Frau Arnold und strich über das Fell ihres Hündleins, das, in ihren Schoß geduckt, die Lieblosung schwanzwedelnd hinnahm.

„Es herbstelt früh!“ fragte Antonio Vanni und zog fröstelnd die Schultern zusammen. „Die Sonne fängt an, zu erkalten.“

„Sie können sich gleich am Tee erwärmen,“ neckte Virginia, entzündete das Spiritusflämmchen unter dem kupfernen, aus der Dämmerung leuchtendem Glanze funkelnenden Kesselchen und drehte die Flamme in den elektrischen Birnen an. Die plötzliche Helligkeit zwang die drei Menschen, mit den Augen zu zwinkern, und Antonio legte schützend die Hand über die seinen. Das Wasser begann in dem Kesselchen zu sieden. Kleine Wassertropfen zischten dampfend heraus und lüpften aussprudelnd den Deckel.

„Ich will Ihnen helfen,“ rief Antonio Vanni und sprang zu Virginia hin, die mit ihrem Tüchlein ein paar Tropfen, die kochend auf ihre Finger gefallen waren, abtupfte.

„Danke!“ wehrte sie ab. „Sie möchten allerlei Unfug anrichten und mein Teewasser ausschütten.“ Sie blickte Antonio Vanni streng an und bedeutete ihm, seinen verlassenen Sitz wieder einzunehmen. „Denn,“ schloß sie, um ihre herbe Ablehnung ein wenig zu mildern, „wer darf einem Italiener trauen! Sie stecken immer voll Schabernack, und man kommt bei Ihnen und Ihren Landsleuten nicht aus der Verwirrung heraus.“

„Woher kennen Sie meine Landsleute?“ forschte Antonio. „Von mir können Sie das nicht haben; denn ich bin immer ernst und gesetzt im Verkehr mit Ihnen gewesen...“

Virginia goß das Wasser aus dem Kesselchen in die Teekanne, stellte sie beiseite und schob Tassen und Teller zurecht.

„Meine Tochter sucht die Armen auf,“ sagte Frau Arnold, „die zu meinem Manne aufs Bureau kommen mit ihren verwickelten Rechtshändeln. Die der Italiener sind am schwierigsten zu entwirren. Dabei sind sie selbst so armelig daran, daß mein Kind wohl daran tut, ihnen Hilfe zu bringen.“

„Fräulein Caritas?“ fragte zweifelnd Antonio Vanni. Er betrachtete Virginia, die schlank gewachsen war, das Haar glatt gescheitelt trug, über die Schläfen gezogen, wie man es zuweilen auf Madonnenbildern antrifft. Dazu wollte ihm der herbe Mund nicht passen, der schmal und blaßrot war und nichts von der sanften Liebe verriet, die er an den frommen Frauen seiner Heimat schätzte, die Verwalterinnen der Caritas waren.

„Wo der Vater bleibt!“ sagte Virginia und warf einen raschen Blick nach der Uhr. „Meister Vanni,

bitte, schauen Sie am Fenster, ob er noch nicht die Straße herauftkommt!“

Antonio Vanni trat ans Fenster und sah die Straße hinab, bis dorthin, wo sie sich krümmte, eine Ecke bildete und sich zwischen den Häuserfronten verlor, die dicht ineinander geschoben aussahen wie eine zusammenhängende, gewaltige Masse, daraus es kein Entrinnen gab für jemanden, der sich darin verloren hatte. Wie eine Riesenfestung sahen diese gewaltigen Häusermassen aus, die unter ihm lagen, drohend und düster.

„Ich sehe Ihren Vater nicht, Fräulein Virginia,“ antwortete er. „Es ist dunkel draußen, trotz den elektrischen Lampen. Es kommt mir vor, als tränken alle die hohen Häuser das Licht auf, sodaß es nicht durch den Nebel und Dunst in die Höhe steigen kann.“

„Sie haben die Stadt nicht lieb, Meister,“ sagte Frau Arnold und betrachtete den Mann, der, untersetzt und kräftig gebaut, in seinem Neubau wenig von einem Stadtbewohner verriet.

„Er ist zu kritisch gegenüber unserer Stadt, Mutter,“ rief Virginia. „Seine scharfe Kritik läßt kein Wohlgefallen aufkommen.“

„Ich stamme aus einem Dorf,“ antwortete Antonio Vanni, ohne die Spitze zu bemerken, die in des Mädchens Worten verborgen war, wie ein Dörnlein am Rosenzweige. „Ich leide unter der angehäuften Häusermenge.“

„Die ist nur dort so kompakt, wo die Industrie regiert,“ widerlegte Virginia. „Herr Vanni, haben Sie nie die alten Häuser aufmerksam angesehen, die mit Wappen und Schilderei geschmückt sind und von der Geschichte unserer Stadt erzählen? Herr Vanni, die fast schwarzen Sandsteinhäuser, wenn ich sie ansehe, verschwindet das Neue, das Moderne aus meinem Gedächtnis, und die alte Stadt steht vor mir, die aus dem See gewachsen ist...“

„Und nun bis hinauf in die Berge gestiegen ist, bis in die dunklen Eiben,“ vollendete Frau Arnold, die sah, wie das Antlitz ihrer Tochter zu glühen begann vor Stolz auf ihre Heimatstadt.

„Ich liebe das Dorf,“ beharrte Antonio Vanni. Virginia hantierte ungeduldig zwischen ihren Tassen und Tellern, die aneinanderstießen und einen klirrenden Klang gaben. Möchte er sein Dorf rühmen; sie wollte ihm den Ruhm seines Dorfes nicht abstreiten, das irgendwo in der italienischen Hochebene zwischen den Felsen ausgedörrt wurde von der Sonne und dem Gluthauch der Sümpfe. Möchte Antonio Vanni sein Dorf lieben! Sie trug das Bild ihrer Stadt im Herzen, die wie eine Herrscherin zwischen See und Fluß und Bergen thronte.

„Haben Sie Weißling's Musik gehört?“ fragte Frau Arnold. „Haben Sie seine Hymne auf das Leben gehört?“ wiederholte sie begeistert.

„Unsere Stadt hat ihn dazu begeistert,“ rief Virginia. „Weißling schätzt unsere Stadt!“ Ihre grauen Augen funkelten den Italiener kriegerisch an.

„Da ist Sturm im Anzuge,“ dachte Frau Arnold. „Ich bin von brutaler Art,“ sagte Antonio Vanni

gekränkt. Ein rasch aufsteigender Verger machte ihm die Stimme rauh und den Mund blaß.

„Ich kenne Ton! Weißling spielt mit Noten... Sein Handwerk ist anmutig für zarte Ohren...“

Es fiel ihm ein, daß bei seinem letzten Besuch — es war vor acht Tagen gewesen — der Musiker Weißling ihm vorgezogen wurde von den Damen. Der Musiker hatte braune krause Haare, die wild über der Stirne sich aufsträubten wie ein Hahnenkamm. Er war hochgewachsen und verstand mit seinen Noten sich in die Herzen der Leute zu singen.

„Ich bin von kleiner Figur,“ räsonnierte er, „zäh und unansehnlich. Meine Arbeiten verschaffen mir ein reichliches Auskommen. Ich kann nicht prunken mit der sentimental Gesten des für seine Kunst hungerleidenden Talentes!“ Er stieß in einer Bewegung des Zornes den Stuhl zurück, der neben ihm stand, und erboste sich über die Vernachlässigung, die seine Person, wie er vermeinte, erfahren hatte.

„Meister Vanni,“ tröstete Frau Arnold, „gönnen Sie Weißling seinen Vorbeir! Er hat ihn unter Kämpfen errungen, von denen er nicht spricht, die ich aber aus seinen Mundlinien herausgelesen habe.“

„Der ewig Heitere und Kämpfe!“ spottete Antonio. „Der Ruhmgekrönte und Vielgeliebte, dem der Hymnus auf das Leben in Tönen jauchzend gelang!“

Das Hündchen sprang bellend vom Schoße der Frau Arnold und kratzte an der Türe.

„Der Vater kommt,“ meldete Virginia und öffnete dem Hündchen die Türe. Das stürmte hinaus, stieß kleine hüpfende Laute aus und verlor vor Freude und Eifer den Atem, sodaß sein Gebell heraus kam ruck- und stoßweise, wie die Melodie einer überdrehten Spieldose. Der Advokat, Doktor Arnold, stand im Rahmen der Türe, überblickte die Gesellschaft und wehrte dem Hündchen, das immer von neuem an ihm in die Höhe sprang und ihn hinderte am Ausschreiten.

„Ich bringe eine böse Botschaft,“ begann er mit schwerem Atem, stieß das Hündlein heftig zurück und begrüßte den Gast. Seine Art war so kurz angebunden und finster, daß die Seinen verschüchtert sich zu feinem traulichen Willkommen hervorwagten.

„Weißling hat sich umgebracht,“ vollendete er und wehrte die Frauen ab, die aufgesprungen waren und ihn mit Fragen bestürmten. „Er ist tot! Findet euch mit dieser Nachricht ab!“ schloß er schroff.

Antonio Vanni wiederholte die Worte des Advokaten. Er brauchte Zeit, bis er ihren Sinn erfaßt hatte. Weißling war tot; der Musiker Weißling hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Soeben noch hatte er ihn beneidet.

„Warum?“ fragte er den Advokaten. „Herr Doktor Arnold, warum hat er das getan?“

Arnold zuckte die Achseln.

„Warum? Aus welchem Grunde?“ Er fiel schwer in seinen Stuhl und stierte vor sich hin, als sämme er der Frage nach. „Warum? Aus welchem Grunde?“ Er schloß die Augen zur Hälfte. Die Helligkeit der Stube tat ihm weh. Das viele

Licht, das aus den elektrischen Lampen in alle Winkel des Raumes glitt, ihnen das Geheimnisvolle nahm und sie nackt und kalt in die Wirklichkeit stellte, all das tat seinen Augen weh, die in eine furchtbare und dräuende Finsternis geblickt hatten.

„Vor acht Tagen saß Weißling mit uns an diesem Tische,“ sagte leise Frau Arnold. „Er gab sich heiter, sodaß man glauben konnte, er wäre ein glückhafter Mann. Nur die Linien um seinen Mund, die kamen nicht aus dem Glück!“

Antonio Vanni zog aus seiner Rocktasche ein schmales, zerlesenes Buch und blätterte darin, bis er die gesuchte Stelle fand. „Dante,“ flüsterte er andächtig. „Dante in der Hölle,“ ergänzte er mit einer Stimme, darin das Erstaunen seiner Seele bebt. „Dreizehnter Gesang!“

Die Frauen merkten auf. Arnold allein starrte vor sich hin, teilnahmslos gegen das, was um ihn herum sich abspielte. Es schien, als hätte er mit der Ueberbringung seiner Botschaft alle Kraft ausgeschöpft und sei jetzt leer, wie ein Brunnen, der durch ein plötzliches Ereignis verschüttet wird und seinen Inhalt versinken läßt in eine unbekannte Tiefe.

Antonio Vanni las vor, wie Dante auf seiner Wanderung durch die Hölle zu einem Walde kam, der aus Baumstümpfen und halbzerstörten Stämmen bestand. Er brach ein Zweiglein ab vom Stämme, und sogleich floß Blut und Klage aus der Wunde, und eine Stimme erklärte ihr grausiges Schicksal. „Wir waren Menschen — Uomini fummo, ed or sem fatti sterpi! Und sind jetzt Gestrüpp!“ In dem flagenden Walde standen die Selbstmörder, in blutende Bäume verwandelt...

„Ein entsetzlicher Geist spricht aus Dante,“ schrie Virginia auf, „ein grausamer Geist, der sich erlaubt, den Toten das Urteil zu sprechen!“ Sie ward in ihrem Innersten aufgewühlt von dem Gedanken, daß einmal ein Mann über die Erde gegangen war, der dem Geschick der Verstorbenen nachgeforscht hatte und ihre Taten abmaß mit der Wage Gottes in seinen sterblichen Händen.

Antonio Vanni schüttelte verneinend den Kopf: „Dante war wissend und weise,“ sprach er leise, voll Ehrfurcht für den Geist, in dessen Ideen er aufgewachsen war, dessen Kultur seine Seele geformt hatte.

„Kein Mensch weiß etwas,“ preßte Arnold hervor, der dem Gespräch zu lauschen begann. „Wir wissen wenig von uns selbst und weniger über die andern.“

„Menschen müssen ihren Tag zu Ende leben, bis ihn die Nacht auslöscht,“ flüsterte Frau Arnold.

„Wer macht sich an, diesen Zwang uns aufzuzeigen?“ spottete Arnold.

„Vater, wir leben gerne,“ sagte Virginia ängstlich. „Vater, nicht wahr, wir leben gerne?“ Sie versuchte ihre weiße Wange an die Arnolds zu schmiegen. Er gab ihr keine Antwort und ertrug ungern ihre Zärtlichkeit, bis sie es merkte und sich von ihm zurückzog.

Eine unfrohe Stille entstand zwischen den Menschen, während jeder seinen Gedanken nachhing und

zwischen ihnen das Wissen von einem bösen Geheimnis des Augenblicks schwiebte wie ein geschliffenes Schwert. Frau Arnold sah nach dem Tee und bat, man möchte sich zu Tisch setzen, damit das Abendessen nicht verderbe. Die Männer zogen ihre Stühle mechanisch an den Tisch, unter dem lastenden Gefühl, daß eine große Dunkelheit lauernd bereitstand, um sich auf den einen oder andern zu stürzen und ihn herabzuzerren in den Schlund. Antonio Vanni preßte seinen Dante fest ans Herz. Daraus wollte er Mut schöpfen, um dem Scheusal Schicksal zu trotzen.

Virginia goß den Tee in die Tassen. Der aufsteigende duftende Dampf schuf eine behagliche Stimmung in dem Raum, dessen Helligkeit durch den Rauch, der aus den Tassen auffstieg, gemildert ward. Arnold wurde gesprächig. „Mädchen,“ sagte er zu seiner Tochter, „morgen bekommst du einen freien Tag. Deine Freundin Therese hat dich eingeladen.“

„Morgen muß ich nach dem Giovanni sehen,“ antwortete Virginia.

„Der Giovanni ist ein Faulenzer und eine Plage mit seiner Familie. Heute wurde er aus dem Spital entlassen und hat schon dreimal mein Büro besucht.“ Arnold versuchte in wegwerfendem Tone von dem Italiener zu sprechen. Das gab seiner Rede einen unwahren Unterton, der seiner Frau nicht entging.

„Wird es dir zuviel?“ fragte sie teilnahmsvoll. Sie dachte daran, wie ihr Mann sich abmühte, um der Not der Armen zu wehren, wie die Arbeit immer anwuchs und für ihn nichts anderes dabei herauschaute, als daß er sich des Namens eines wohltätigen Mannes erfreute, der immer häufiger um seine Hilfe angesprochen wurde.

„Es wird mir nicht zuviel,“ wehrte er, „seitdem mir Virginia hilft.“ Das Mädchen errötete bei dem Lobe des Vaters. „Nur möchte ich nicht, daß mein einziges Kind sich ganz für die Elenden opfert. Morgen habe ich dich deiner Freundin versprochen. Da siehst du das Leben einmal wieder von der glänzenden Seite und kommst aus der Armeleutpflege heraus!“ Er sagte das mit solchem Nachdruck, daß Virginia nicht zu widersprechen wagte.

„Ich will mich für Therese bereithalten,“ entgegnete sie zurückhaltend und setzte sich an die Seite ihrer Mutter.

Antonio Vanni betrachtete die beiden Frauen, die nebeneinander saßen und wie zwei Rosen am gleichen Stocke waren, von denen die eine, voll erblüht und prächtig entfaltet in Farbe und Form, dem Bildhauer zur Augenweide wurde. Die andere erschien wie ein Knöpflein, dessen Entwicklung sich ohne sichtbaren Grund verzögert. Es trieb ihn immer wieder, Frau Arnold anzusehen. „Sie ist wie ein reifer Sommertag,“ sagte er sich.

Die Frau empfand die bewundernden Blicke des Bildhauers. Sie rieselten in sie hinein wie eine wohlige Wärme und stimmten sie weich und geneigt, unter diesen huldigenden Blicken ein wenig zu träumen. Sie wußte nicht, von was sie zu träum-

men wünschte, und dachte auch nicht darüber nach. Sie überließ sich ohne Überlegung dem unklaren Gefühlsstrom, den Antonio Vanni's heiße Augen in ihr entfesselten. Sanft neigte sie ihren Kopf nach vorne. So bekam sie die Haltung einer Sinnenden, die den Bildhauer frappierte.

„Wann darf ich Sie in Ton kneifen?“ bat er zärtlich. „Bitte, sagen Sie bald! Sagen Sie morgen!“ drängte er.

„Eine unauffassbare Arbeit wartet auf Sie.“ unterbrach ihn Arnold. „Das Antlitz unseres Musikers soll uns erhalten bleiben.“

„Wem habe ich den Auftrag zu verdanken?“ fragte Antonio Vanni, der mit raschem beweglichem Geist den Vorteil erfaßt hatte, der ihm aus dieser Aufgabe erwachsen konnte.

„Ich gab die Unregung dazu. Im übrigen wird Sie die Stadt für Ihre Mühe honorieren.“

Antonio bedankte sich bei dem Advokaten, für seine freundschaftliche Verwendung, die ihm diesen ehrenvollen Auftrag verschafft hatte.

Arnold winkte ihm mit der Hand ab. „Kleinigkeiten!“ sagte er. Dieser Kampf um das tägliche Leben war ihm noch nie so empfindlich gewesen. Er riß und zerrte an ihm und störte ihn in seinen guten Gefühlen, in der Arbeit, die er zu leisten hatte, und war wie eine Fliege, die ihre Eier in alles hineingelegt, alles besudelt, unansehnlich macht und verdirtbt, sodaß er nicht dazukam, sich seiner Ruhe zu erfreuen. Er häßte diesen aufreibenden Kampf mit den Kleinigkeiten des Lebens. Eine große, mutige Tat erforderte einen einmaligen Aufwand von Energie und Kraft und Willen. Dann war es geschehen, und der sie vollbracht, durfte sich sonnen in dem Glanze, den sie auf ihn ausstrahlte. Die Kleinigkeiten rieben einen auf, fraßen die Freude und machten unversehens aus einem sonnenhellen Morgen einen trüben Mittag. Da war die Virginia mit ihrem Wohltätigkeitsfeuer. Sie wollte den Giovanni aussuchen. Er rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Vorläufig hatte er sie daran verhindern können. Die Therese würde soviel zu erzählen haben und war von einer Lust am Einkauf besessen, sodaß den beiden die Zeit zwischen den Fingern hindurchrinnen würde wie Wasser aus einem lecken Faß. Der Giovanni mußte sich noch ein paar Tage gedulden. Am Notwendigsten mangelte es ihm nicht; dafür wollte er sorgen.

Die vierköpfige Stirn des Advokaten, darauf sich die Haut zu regellosen Wülsten ballte, erhellt sich, als er mit seinen Gedanken so weit gekommen war. „So muß es gehen,“ sagte er sich. „Bis ich das Geld flüssig habe, muß der Giovanni warten. Das ist eine einfache Sache.“ Es fiel ihm ein, wieviel er für sich verausgabte. Es war eine bedeutende Summe, die nicht mit seinem Einkommen übereinstimmte. „Alle die tausenderlei Dinge gehören zum Leben,“ verteidigte er sich innerlich, „zu meiner Stellung, zu dem Glanze, den meine Familie braucht...“

Dem Giovanni war ein Stein vom Baugerüst auf den Arm gefallen und hatte ihm das Glied zer-



Louise C. Breslau, Bürich-Paris.

Das Kinderlied (1898).

schmettert. Er hatte ihm, während der Verunglückte im Spital sich pflegen mußte, einen Schadenersatz von fünftausend Franken gewonnen. Der Giovanni, der ein Krüppel, ein Halbfähiger oder gar ein Unfähiger für den Arbeitsmarkt des Lebens war, hatte die gewonnene Summe ihm für die Zeit seiner Krankheit anvertraut. Blitzschnell wie in einem Guckkasten glitten die einzelnen Umstände und Ereignisse durch das Gehirn des Doktor Arnold.

„Ich brauchte Geld, rasches Geld für eine dringliche Zahlung und nahm das Geld des Giovanni, einstweilen, bis ich in ein paar Tagen über andere Mittel verfügen werde.“ Es kam ihm jetzt lächerlich vor, sich darüber aufzuregen. Er setzte sich aufrecht in seinen Stuhl, als wolle er damit den feindlichen Mächten, die er zu verspüren meinte, dem innerlichen Frage- und Antwortspiel seines Gewissens sein trockiges Selbstbewußtsein entgegenhalten.

„Es war eine böse Zufälligkeit des Schicksals, daß der Giovanni früher aus dem Spital entlassen wurde,“ rechnete er; „immerhin war es nur eine unbedeutende Unannehmlichkeit.“ Er dachte nicht daran, daß sich das Schicksal zusammensetzt aus scheinbaren Zufälligkeiten in der Haupfsache und daß es sich nur in den nebенfächlichen Dingen von unserem Willen lenken läßt.

„Virginia,“ rief er seine Tochter an, „fühle eine Flasche Champagner! Wir haben ein Elixir nötig nach den wechselnden Aufregungen dieses Tages!“

Das Mädchen lief in den Keller, und Frau Arnold erhob sich und entnahm dem Eichenschrant, der dunkel gebeizt in einer Nische der Stube stand, die feinen flingenden Kelche, die aussahen, als wären sie aus Eis geschnitten. Virginia füllte die Gläser. Eine zarte Röte schimmerte durch die Kelche, und aus einer weißen Schaumkrone sprühte Kohlensäure in kleinen blitzenden Tröpfchen auf. Frau Arnold sog langsam den eiskalten Saft ein, so, als schlürfe sie eine köstliche Frucht vorsichtig aus, damit sie nichts von ihrem Aroma und nichts von ihrem Saft verliere. Antonio Vanni stürzte den Inhalt seines Glases rasch hinunter und ließ es sich frisch von Virginia füllen, die ihren Wein unberührt verdussten ließ. Auf des Vaters Geheiß trank sie in kleinen Schlücken und großen Abständen und fühlte, wie ihr Gesicht purpurüberzogen wurde und es in ihren Schläfen zu klopfen begann, als wäre eine fremde Kraft in ihre Adern gedrungen oder eine lang gebundene endlich gelöst worden. Antonio beobachtete, wie die stärkere Blutzufuhr ihre Wangen rund und sammiten makte wie Rosenblättlein.

„Caritas,“ sprach er, „durch Bacchus entflammt zur Sinnensfreude!“

„Was sagten Sie?“ fragte Virginia.

„Ich dachte an eines Ihrer deutschen Märchen,“ lenkte Antonio ab. „Es handelt von einem schlafenden Mädchen, das ein Gott zum Leben küßt...“

„Sie meinen das Märchen vom Dornröschen,“ verbesserte Frau Arnold, „das hundert Jahre schlief und von eines Prinzen Kuß entzaubert wurde!“

„Von einem Prinzen?“ witzelte Antonio. „Ein

Gott wäre kräftiger!“ Er lachte und wiegte sich auf seinem Stuhle hin und her. Seine bewegliche Anmut kam zur Geltung, und er selbst, mit seinem gewellten schwarzen Haarschopf und den dunklen, gleich polierter Lava glänzenden Augen sah aus wie ein junger Gott des antiken Götterberges.

„Das ist der Unterschied zwischen uns und euch,“ sagte er. „Ein Prinz, also ein Mensch ist euer Befreier, euer Erlöser; der unsterbige ist ein Gott oder würde von der Phantasie unseres Volkes zum Gott erhoben!“

Die Schatten des Tages, die auf die kleine Gesellschaft niedergefallen waren, plötzlich, wie Geierfittiche über eine Herde, verschwanden bei dem Duft des Weines und der Stimmung, die von der Schönheit der Frauen auf die Männer ausströmte. Antonio Vanni begann eine Melodie zu summen und zog schließlich eine Mundharmonika aus der Rocktasche. Wie von selbst stimmte er Weizlings Hymne auf das Leben an. Er hatte die ersten Takte geblasen, da schien es ihm, als tauche Weizlings Gesicht vor ihm auf, spitz und eingefallen. Er brach ab, von dem Schrecken der frischen Erinnerung angefallen, und sah nach einer Weile von neuem an, um Weizlings Hymne zu Ende zu blasen.

„Zu Ehren des Toten,“ sagte er und stand auf, um sich zu verabschieden.

Die Frauen reichten ihm dankend die Hände. Die von Frau Flavia waren fühl und umschlossen die seinen mit sanftem Druck. Die Finger Virginias waren heiß und zuckten in seiner Hand und rissen sich rasch wieder los. Der Wein hatte Arnolds Stirne gerötet. Seine Stirnwölfe schoben sich dick und dunkelfarben über seinen Augen zusammen. Seine Haltung war wieder unsicher geworden, und mühevoll regte er die Lippen, um dem Bildhauer eine gute Nacht zu wünschen.

„Weizlings Tod hat ihn angegriffen,“ dachte Antonio Vanni. „Es hat ihn scharf angefaßt; denn Weizling hat die Hymne auf das Leben komponiert und die Worte dazu gedichtet!“ Er schritt hinein in die Stadt, die den Musiker zu solcher Lobpreisung entflammmt hatte und darin der Mensch verzweifelt war. Dunkel und gewaltig dehnte sie sich vor ihm aus. Die Lichtflammen waren ausgedreht, und über den bunt erleuchteten Schaufenstern vom Abend lagen eiserne Läden. So kam es ihm vor, als wandle er zwischen Mauern hindurch, durch eine Festung, deren Wälle so hoch gezogen waren, daß der Himmel spärlich hineinfiel mit dem Glanz seiner Sterne und dem sanften Scheine des Mondes. Eine Festung war die Stadt gewesen in vergangenen Zeiten. Sie hatte fremden Herren gedient und Gewalthabern, die aus ihr selbst hervorgewachsen waren. Sie hatte sich befreit vom Kriegszwang und der Not, einem Herrenwillen in eiserner Fron zu gehorchen. Eine Festung war sie heute noch, nicht mehr, um durch die Stärke ihrer Mauern anstürmende Horden aufzuhalten, heute war sie eine Festung des Geistes. In ihr strömte zusammen, was etwas leisten konnte aus allen Rassen und Menschenaltern oder schon sich einen Vorbeer in der eigenen

Heimat errungen, um sich hier in der Stadt am See den neuen Ausblick, den weitern Gesichtskreis zu erwerben.

„Ich bin als Fremdling gekommen,“ dachte Antonio Vanni und ging durch den dunkeln Stadtteil, darin Geschäft an Geschäft und Industrie an Industrie grenzte. „Ich bin ein Fremdling geblieben in Lindenberg!“ Er zog seine Mundharmonika von neu-

em heraus und entlockte ihr leise Töne, ganz schwache, zaghafte, die keinen Schläfer aufschreckten und nur eine Zwiesprache seiner Lippen mit der Seele waren, der fremden und einsamen, die mit ihm durch die leeren Straßen wanderte und von der Heimat, von den steilen Felsen, den Sümpfen und dem heißen Himmel träumte...

(Fortsetzung folgt).

Des Maya-Fürsten Rede an seine heiratsfähige Tochter.

Eine Studie von Charlotte Sträßer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Barnum und Bailey waren in meiner Heimatstadt eingezogen. Das ungeheure Zirkuszelt barg alle Weltwunder. Von den wilden Tieren, Kunstreitern und Clowns nicht zu reden! Aber die Menschenmißbildungen, die da zur Schau gestellt waren, lösten noch Jahre lang Unlustgefühle in mir aus. Die häßlichen Rautschuhmänner, die sich mit ihrer eigenen Haut fast umwickeln konnten, die unglücklichen siamesischen Zwillinge und die armseligen „Leute der Azteken“... Das waren die Nachkommen der Sonnenpriester? Die übriggebliebenen Angehörigen der menschenopfernden und Märchenstädte bauenden Indianerstaaten? Diese Azteken „mit den Vogelköpfen“, diese kleinhirnigen, schwachsinnigen Zwerge?

Aber wo blieben diese Azteken, als ich in Mittelamerika und Mexiko nach ihnen ausschautete? In Wirklichkeit — ich suchte sie nicht. Ich wußte wohl, daß diese Vogelköpfe ein Panoptikummärchen gewesen. Immerhin, auch die im ganzen fein gegliederten guatamaltekischen und mexikanischen Indianer stimmten mich traurig bei jeder Begegnung. Da erstand vor meinen Augen die Geschichte der Tolteken, Azteken und Mayas, die Berichte von ihren Staatsformen und sozialen Einrichtungen, von ihren prunkvollen Städten und Kunstwerken, von ihrer Religion, den Tempeln und Menschenblut heischenden Opfergebräuchen, da stellten sich Zeugen aus jener alten Zeit entgegen, riesige, fabelhafte Ruinen — als Gegensatz dazu die Raub- und Mähdwirtschaft der heutigen mittelamerikanischen Republiken...

Nur schnell einen Blick zu den Japanern hinüber! Auch sie sind ausgegangen von einer wunderbaren, der unsrern mindestens gleichwertigen Kultur; trotzdem blieb jeder einzelne, in dem eigenen Lande gesehen (man muß nur verstehen wollen), bis heute in jeder Bewegung und jedem Ausdruck die Frucht seiner Stammesgeschichte.

Wie anders in Zentralamerika! Alles Alte verloren, nichts Neues erworben! Unfassbar, daß diese in vier Jahrhunderten so degenerierte, niedrigstehende Indianerbevölkerung die wirkliche Nachkommenschaft der einstigen Könige am See im Tale von Mexiko ist, dieser Könige, die mit ihren Heeren ein ungeheures Reich sich unterworfen und den viel besser ausgerüsteten spanischen Abenteuerern unter ihrem Führer Hernan Cortes beinahe den Garaus gemacht hatten! Stolzes Hispanien! Spanische Soldaten, jesuitischer, religiöser Irrsinn mit der Mordwaffe Inquisition haben der Azteken großes Volk durch wahnsinnige Greueltaten auf die Hälfte seines ehemaligen Bestandes heruntergedrückt und ihm die Erinnerung an seine Geschichte, die Energie, sich herauszuarbeiten, die Fähigkeit, zu denken und zu schaffen, wohl für ewig ausgerottet.

Es gibt ja heute einige wenige süd- und mittelamerikanische Indianer, die sich europäische Bildung zu eigen machen, die als Kaufleute und häufiger als tüchtige Soldaten sich hervortun können; aber sie blieben doch nur Ausnahmen, und wenn sie erst einmal über das allgemeine Niveau ihrer Rasse sich emporgeschwungen hatten, war ihnen die Lust vergangen, sich um ihre Herkunft



Louise C. Breslau, Zürich-Paris.

Stickendes Mädchen (1894).